

Fremde Schuld

Roman von M. Frigge-Drost.

(21. Fortsetzung.)

In den ersten Tagen des Septembers lebte auch Frau Hildegard mit ihrer Nichte zurück. Man war nun lange genug fort gewesen, Hans hatte Zeit gehabt, sich wiederzufinden. Und in der Tat, er sah sich wiedergefunden zu haben. Außerlich und innerlich ein anderer, trat er den seinen entgegen, und Gerty fühlte sich beglückt, zu bemerken, daß Hans es an besonderer Aufmerksamkeit für sie nicht hatte fehlen lassen. Ihr Zimmer war mit Hilfe des Wärters in einen Blumenhain verwandelt, bei Tisch sah der Wetter neben ihr, und mehr als einmal nahm sie wahr, daß sein Blick lang und seltsam, wie fragend auf ihr ruhte.

Als Mutter und Sohn sich spät am Abend hinlegen, brachte erstere das Gespräch auf seine Heimat. „Bist Du nun endlich darüber im Klaren, daß Du nicht länger warten kannst?“ fragte sie ihn.

„Ich werde Gerty in der nächsten Zeit um ihre Hand bitten, und dann mag mein Weg in vier Wochen Hochzeit sein.“

„So viel Rücksicht hat er überredend, das hatte sie nicht zu hoffen gewagt.“

„Du wolltest wirklich, Kind?“

„Ich muß, Mutter!“

„Einmal an ihm wendete ihr Mißtrauen.“

„Du denkst doch hoffentlich nicht daran, den Mädchen alles anzuerkennen?“ fragte sie ängstlich. „Sie weiß dich ab, erfährt sie, was jene Frau Dir war.“

„Sei unbesorgt, Mutter, ich schwöre“, erwiderte er mit unschlüssiger Bitterkeit. „Wur eine bitte ich dich, halt Du mir Wort, ich baue fest auf dich.“

„Du meinst wegen des Jungen, darüber darfst Du ruhig sein. Ehe noch ein Jahr vergangen ist, hast Du ihn hier.“

„Ein ganzes, langes Jahr!“

„Das süße, lockige Kindersöpfchen stand vor ihm, wie es sich beim Abschied vor ihm und klüger an ihn geschmiegt. Reife, ganz reife hatte er es geküßt, und dieser Kuß blieb lange noch an seinen Lippen haften.“

Würde er wirklich für und für in diese Augen blicken, die denen von Hannah so ähnlich sahen? Würde aus rosigem Rindermund der Namenname an sein Ohr tönen und was er weiche Arme sich zu ihm um seinen Hals schlingen? Und der bisher nur selten empfundenen Seligkeit! Das Herz des Mannes pochte laut in seiner Brust bei diesem Gedanken.

„Gute Nacht, Mama!“ Hans stand auf und küßte ihre Hand. „Halt mir den Daumen, daß Gerty nicht am Ende gar einen Rind gibt. Von morgen an beginnt die Werbung.“

„Er ist vernünftig geworden, hat überbunden“, dachte sie, hinter ihm hersehend, erfreut. „Männer vergesse ich schnell.“

„Damit hat Frau Hildegard indes ihren Sohn unrecht. Was ihn zur eigenen Heirat trieb, war einzig und allein die Sehnsucht nach seinem Kinde, eine Sehnsucht, die er kaum kenne konnte.“

Gerty blickte mit dem Benehmen ihres Vaters zufrieden sein. Er hatte nur noch Aufmerksamkeit für sie, ritt, fuhr mit ihr und war so häufig in ihrer Gesellschaft, daß der alte Krause, der seinen Herrn sooft beobachtete, derbitterlich mit dem Kopfe schüttelte.

Wäre er wenigstens froh dabei gewesen. So aber fiel er, wenn er sich unbeschäftigt glaubte, immer wieder in den alten Trübsinn zurück. Das konnte also nicht die Rechte sein, oder — der Alte betrachtete die Welt um sich herum nicht mehr.

Zu seiner grenzenlosen Ueberraschung erschien, kaum drei Wochen nach der Rückkehr der beiden Damen, der junge Chef in seinem Comptoir. „Gratulieren Sie mir, lieber Krause“, sagte er wohlgeklaut, „soeben habe ich mich mit meiner Cousine verlobt.“

„Wenn das der selbige Herr erlebt hätte“, rief der Alte aus, „damit erfüllt sich endlich sein Herzenswunsch. Meinen Glückwunsch, Herr Hans, ich denke, Sie haben gut gewählt.“

In der Stadt nahm man die Nachricht mit geringerem Wohlwollen auf. „Geld kommt zu Geld“, meinten die Kinderbegüterten. „Da steht man's wieder einmal. Konnten diese beiden reichen Leute nicht mal ein Armes glücklich machen. Sie haben wahrlich übergenug.“

Unter seinen Standesgenossen besaß Hans Fleming wenig Freunde. Nach seiner Heimkehr hatte er sich niemand angeschlossen und vor dem seinen Umgang in anderen Kreisen gesucht. So kam es, daß die Teilnahme, welche man dem frohen Ereignis sollte, zum größten Teil der Braut galt, die in der Gesellschaft recht beliebt war. Man verachtete ihre fast, daß sie scheinbar nur auf ihren Vater gewartet hatte, während sie andere Bewerber consequent abgewiesen hatte. Da aber das junge Paar die verheiratete glückliche Miene zeigte, dachte man mehr oder minder trivial

seinen Glückwunsch ab und behielt seine Meinung für sich.

Gerty war wirklich glücklich!

Beim ersten, werdenden Wort kam sie ihrem Vater gern entgegen, fragte nicht lange, weshalb er bis jetzt gewartet, sondern nahm froh und gläubig ihr Glück aus seiner Hand, hatte sie ihn doch von jeher geliebt. Ihre Demut brachte sie Hans innerlich näher. Er schmerzte sich zu ihr stets ein aufmerksamer Gatte zu sein und es nie empfinden zu lassen, daß nicht die Liebe, sondern herber Zwang ihn zu ihr geführt. An einem Opfer sollte es genug sein.

Die Hochzeit wurde thünlichst bescheiden. Neugierigen erzählte man, daß Hans der Kuße und Pflege nach seiner langen Krankheit immer noch bedürfe, ebenso sehne sich die Braut, die auf kurze Zeit zu entferntem Verwandten gereist war, nach ihrem alten Heim, dem sie als Hausfrau vorsehen sollte.

Die Trauer um den Vater verbot jede größere Feier; so fanden sich nur wenig Angehörige zur Trauung ein, unter ihnen der alte, treue Buchhalter.

Die Hochzeitsglocken klangen dem jungen Paar; neben dem hochgewachsenen Bräutigam, dessen Gestalt die eben überhandene Krankheit noch etwas gebeugt hielt, stand ein hochgeliebtes Weib, bräutlich geleiht. Demüthig neigte sie das Haupt, das der Ehefrau schmiegt, und gelobte tief im Herzen ewige Liebe und Treue, dem lang- und heiliggeliebten Mann. Sein Auge schweifte hinüber zu der an seiner Seite Knieenden, allein er sah sie nicht, vor ihm stand eine Andere, ach so geliebt, längst Verschiedene, die immer ihren besteltesten Wunsch erfüllt gesehen. Was hätte er darum gegeben, kniete statt der ungeliebten Braut heute Hannah neben ihm vor dem Altar.

Der Pfarrer sprach Worte des Segens über das vermählte Paar, er maßte sie, einander zu lieben und sich treu zu bleiben, bis daß der Tod sie scheide.

Da kam Leben in die Gestalt des Mannes. Kraftvoll richtete er sich aus seiner gebeugten Haltung empor, mit festem Druck faßte seine Hand die des jungen Weibes wie zum Schwur. Gerty soll glücklich sein, das Andenken an Hannah sagt er tief in seine Brust hinein.

Nach der kirchlichen Feier bereitete ein kurzes Mahl die Gäste, das Ehepaar dampfte nach Italien ab.

Der jungen Frau machte die Reise nach dem sonnigen Süden große Freude. Daheim trieb jetzt der Herbstwind das Laub vor den Büumen, die Gartenwege bedeckten sich mit süßen Blättern, und von der blühenden Blumenpracht war nichts geblieben, als die und da eine späte Auer, die sich im Laub verbergte, dagegen blühten hier die Rosen in nie geheimer Pracht. Heliotrop und Reseden fanden berauschenden Duft in die Luft, die purpur leuchtenden Blüthen des Geranium wuchsen wild an riesigem Strauch auf den Bahndämmen, hohe Callascheden, deren prächtige Blumen Märchengauber um sich verbreiteten, umgaben die Felsler. Die blaue Traube reifte im Laub, goldgelbe Drangen schmückten die Zweige der Bäume, der Delbaum entfaltete sein Silberblatt. Es war ein Blühen, Leben, Werden, wie Gerty es nie gekannt. Entzückt haßte sie ihr Bild an dieser Wunderwelt. Hans ging theilnahmslos daran vorüber.

„Was war ihm der Reiz der Riviera? Er konnte ihn längt und konnte Schöneres noch. So oft er durch die fruchtbarsten Haine ging, erhob sich vor seinem Blick ein weiches, hochragendes Haus. Vianen, Heliotrop und Zimmetgrün tanzten sich an ihm empor. Die lustige Veranda war ganz von Grün bezeugen, und in ihr sah er ein helles, süßes Weib, sein Weib! In ihren Armen ihr süßes Kind! Er vergaß, wo er war, den lieben Namen wollte er rufen, zu seinem Traumbild reden, da wich die Vision. Er wurde wach und fand Gerty neben sich, die harmlos plauernd seine Verunsicherung nicht bemerkte. Nun war sie sein Weib! Der Gedanke war ihm oft unglücklich! Zuweilen achtete sie mehr auf ihn und abelte sein süßes Weibchen.“

„Gewiß, Kind, gewiß“, beilte er sich zu erwidern, „ich vergleiche nur, drüben war es doch auch sehr schön.“

Zum Weibnachschiff reisten sie heim. Gerty pflügte die junge Frau den Christbaum an. Sie konnte sich fast nicht genug thun dieses Mal, wo sie zuerst als Herrin waltete. Die Mutter ließ sie gewähren und redete ihr nicht drein. Seit noch am Hochzeitsstage der Kinder ein bekannter Anwalt der Stadt ein umfangreiches Paket in ihre Hand gelegt, hatte sie keine Sorge mehr.

Das unglückselige Zeugnis ihrer That verachte ein flackerndes Feuer, und Frau Hildegard sah befriedigt zu, wie nach und nach die Asche geseiht und sich in Wolke verflüchtete. Das häßliche Geheer war gewaschen und niederknien würde sie vor der Rauchwelt stehen.

Unter dem Schein der Weihnachtskerzen, die in fröhlichen Herzen widerstrahlten, blieb nur das Angekocht des Hausherrn übrig. Die Liebigen zogen sich zurück und mochtbefriedigt davon; nur sein Herz fühlte eine tiefe, schmerzliche Leere.

Wo war der Sohn und Erbe des Hauses an diesem Tage, der mehr als irgend einer ein Kinderfesttag war? Er trug die Trennung von seinem Knaben nicht länger!

Auf seine Vorstellungen antwortete die Mutter immer: „Noch ist's nicht an der Zeit. Ueberbürde nicht.“

Und langsam mußte er ihr Recht geben. Das aber idelte die Sehnsucht nicht, wie freudiges Feuer brannte sie in seinem Wasserherzen. Er machte es durch tausend Litten und Anstürme möglich, den ersten Festtag in Hamburg zuzubringen. Zum mindesten mußte er seinen Jungen wiedersehen! Auch dieses Glück wurde ihm nicht ungetrübt zu Theil. Davon, daß er sich Händchen zeige, ihn väterlich begrüße, wollte der Capitän, der gerade anwesend war, nichts wissen.

„Sie irritiren nur das Kind“, wandte er ein. „Händchen ist ein kluges Kind und hat Sie jetzt vielleicht vergessen. Zeigen Sie sich ihm aber öfter, so steht er Ihnen später nicht unbesorgen gegenüber. Das Kind merkt auf, denkt sich sein Theil und wird unwillkürlich vielleicht später zum Verräther.“

Fleming mußte dem wackeren Manne Recht geben, allein das Herz that ihm weh dabei. Nur ganz von weitem, durch die Thür durfte er seinen Knaben sehen, wie er mit dem ihm reichlich gespendeten Spielzeug sich vergnügte und ab und zu an glückliches Lachen hören ließ. Dann trat der Capitän zu dem Kinde ein, Händchen fuhr auf, ließ sein Spielzeug fallen und eilte mit ausgebreiteten Armen auf ihn los. „Otel, lieber Otel“, lautete es.

Das Herz zusammengedrückt von einem Weib, das ihm unlagbar schien, schlich sich der Handelsherr davon. Spät in der Nacht kam er zu Hause an.

Winter und Frühling gingen, der Sommer kam und immer noch schickte das Kind. Hans machte seiner Mutter die heißsten Vorwürfe.

Sie wies sie nicht zurück, als daß ihr selber wohl zu sehen, wie ihr Sohn unter der Trennung litt, und dennoch wachte sie nicht, wie sie ihm helfen sollte. Denn auch die junge Frau war nicht mehr so zufrieden wie ehemals.

Nicht gerade für jeden bemerkbar, aber dem aufmerksamen Auge der Mutter entging es nicht. Sie sah, wie Gerty sich veränderte.

In ihr war nichts mehr von jener harmlosen Zufriedenheit der ersten Zeit, nichts mehr war zu bemerken von der wahren Freude, mit der sie anfangs das jungfräuliche Scepter schwang, sie war lässig, unfroh und überließ es gern der älteren Frau, den Gang des Hauswesens zu bestimmen.

Nach langem Zögern faßte die Mutter sich ein Herz und nahm die Tochter vor.

„Dir fehlt etwas, liebes Kind?“ begann sie.

„Nicht, daß ich möchte.“ Die Rötze auf ihren Wangen strafte Gerty Lügen.

„Hast Du kein Vertrauen zu mir?“ fragte Frau Hildegard nun ernst.

Die junge Frau brach in Thränen aus.

„Wer hat denn Vertrauen zu mir?“ schloß sie seufzungslos. „Hans geht umher wie die böse Zeit und gönnt mir kaum ein flüchtiges Wort, und Du, Mama, bist auch nicht mehr zu mir wie früher. Sag's nur gerade heraus, ich genüge Euch nicht.“

„Warum sollst Du uns nicht genügen, Kind?“ Frau Hildegard fragte so erlautend, daß die junge Frau aufsehen mußte.

„Weil ich — ach, liebste Mama, ich kann's nicht sagen, und doch ist's so, ich irre mich nicht. Hans zürnt, weil ich — wie sie zauberte ein wenig, verüllte dann das Gesicht mit dem Tuch und rief entschlossen, „weil wir kein Kind haben.“

Die alte Frau stieß tröstend über den tiefgelenteten Scheitel der jungen.

„Aber Kind, Gerty“, tabelte sie sonst, „was fällt Dir ein? Wer hat so etwas auch nur entfernt gedacht! Ich nicht und Hans ganz sicher nicht! Das kann ich Dir versichern. Ihr seid ja noch so jung, kaum einige Monate verheiratet, wie läme Hans zu solchen thörlichen Gedanken? Ich sage Dir, er denkt nicht daran.“

„Dann hat er einen anderen Kummer“, meinte Gerty weinlich getrübet. „Es ist nicht hübsch von ihm, daß er ihn mir verbirgt. Wann und Frau sollen alles theilen. Weinst Du nicht auch, Mama?“

„Gewiß, mein Kind“, beschwichtigte Frau Hildegard. „Wer weiß indeß, ob Du recht gesehen hast. Vielleicht hat Hans vorübergehenden Mangel im Geschäft. Es ist jedenfalls nicht, was uns kümmern darf, sonst wüßten wir davon.“

„Und Du, Mama“, die junge Frau borg abermals ihr Gesicht, „glaubst Du noch, daß es werden wird?“

„Das mit den Kindern? Sicherlich! Das hat noch lange Zeit. Wünschst Du Dir denn so sehr ein Kind?“

„Natürlich, Mama, ich fenne keinen lieberrn Wunsch. Und ein Sohn müßte es sein, ein Erbe des Namens.“

und der Firma! Was sollte sonst aus ihr werden? Hans Fleming Sohn, so hat's geheißen und so soll's weiter heißen fort und fort.“

Bevor die alte Frau überlegen konnte, ob sich von diesem Gespräch aus vielleicht ein Wort zu Gunsten des kleinen Hans einlegen lasse, wurden sie gestört.

Es kam Besuch. — Der Handelsherr war glücklich. Nach langem Ueberlegen glaubte er einen Ausweg gefunden zu haben. Nun schnell zur Mutter, wenn sie den Plan gut hieß und ihm zu helfen versprach, konnte sein kleiner Sohn in acht Tagen in's Wasserhaus einziehen. Sein Herz schlug laut in freudiger Erwartung.

Frau Hildegard erklärte sich bereit, und noch am selben Abend begannen die Vorbereitungen.

„Du siehst gedrückt oder verstimmt aus, mein Sohn“, bemerkte die Mutter nach dem Abendbrot.

„Dazu habe ich alle Ursache“, war die Erwiderung. „Man schreibt mir, fuhr Hans fort, daß ein mir sehr lieber, nahestehender Freund, der mit mir zu gleicher Zeit drüben war, plüßlich dem Klima erliegen ist. Der arme hinterläßt ein einziges Kind, einen Knaben, der, da die Mutter gleich nach seiner Geburt starb, im fremdenland hilflos und ohne Anhang zurückblieb.“

„Du hast uns nie von diesem Freunde erzählt“, warf Gerty ein.

„Habe ich nicht?“ Hans lachte und wurde roth. „Du wirst vergessen haben, mein Kind. Die Mutter muß sich erinnern.“

Frau Hildegard nickte nur.

(Fortsetzung folgt.)

Griechische Freiwillige.

Von Irma Schneider-Schulzfeld.

(Aus dem Berliner „Tag“.)

Athen, Ende Oktober.

Wieder, wie vor drei Menschenaltern, trägt der Wind das Lied von Glauben und Freiheit von griechischen zu türkischen Lagerfeuern hinüber. . . Wieder, wie vor drei Menschenaltern, hat die griechische Erde Ströme heißer roten Blutes getrunken, — den teuren Beweis, daß jene Ideale mehr sind als lebende Rede, mehr als der melancholische Singklang, der durch die Vollmondnacht ferne bis an mein Fenster dringt.

Heute sind die ersten authentischen Verlustlisten eingetroffen: Zwietausend Tote und Verwundete — vorläufig. . .

Über die Stadt ist voll von Soldaten — die Nachschübe scheinen kein Ende nehmen zu wollen. Gestern kamen wieder tausend Kreter und füllten nun ganz Athen mit dem frohen Anblick ihrer prächtigen Kostüme, ihrer schlanken, edlen, königlichen Gestalten. Aus schwarzen Schaffstiefeln hängen sich tiefschwarze bloße Knie. Die dunkelblaue Reiterhose baucht sich hinten unter dem weichen schwarzen oder roten Gürtel in einer sadartigen Verlängerung hervor, die bis zu den Knien reicht. Im Gürtel steck in elfenbeinerer Scheibe der Dolch. Der biegsamen, seinen Oberkörper bekleidete die gold- oder schwarzgesteifte, enganliegende blaue Tuchhülle. Aus den dunklen Gefühnen leuchten feurige Augen. Eine schwarze Kappe, mitunter ein schwarzes oder weißes turbanartig geformtes Tuch steht gar gut dazu — weniger reichlich Stiefel, Krawatte und harter, weißer Strohhut, wie einige von der Zivilisation Angehörte sie sich leisten. Man läßt ihnen übrigens ihre Tracht — nur blaue Militärärmel, Feldflasche und Patronengürtel ergänzen sie zur Uniform. So sehen sie auf den Trottoirs vor den Kaffeehäusern beim Rargheli. In den Anlagen vor dem Zappelon streiten sie in langen Reihen zwischen den Palmen dahin oder bestaunen die sie geliebte Konstruktion eines elektrischen Trambahnwagens. Kleine Gruppen von ihnen hocken auf den Stufen des Zeugtempels.

„Geht Du gern in den Krieg?“ frage ich einen aus der nur allzu dünnen Menge, die in liebenswürdiger Bereitwilligkeit das Objekt unserer Kamera umdrängt.

„Malista (Freisch) — wir sind doch Kreter, wir gehen freiwillig!“

Er lacht mit schneeweißen Zähnen — Das kimmern ihn die Großmächte, die die Armerion Kretas für null und nichtig erklären!

Aber nicht nur Kreter „gehen freiwillig“. Höfe und Lehrsäle der Universtität sind ausgedrängt und in Soldatenlager umgewandelt. Wer denkt jetzt an haubige Büchergehälter! Die Wände sind im Hof aufeinandergerümpelt — so sind sie nicht im Weg und geben wenigstens ganz brauchbare Trogengefelle für die Wäsche, die sich die Soldaten selbst gewaschen haben. Die meisten von ihnen — Kaufleute, Studenten, Handwerker aus allen Teilen Griechenlands — sind bereits in der nicht allzu klebrigen, aber pralligen und soliden feldmarschmäßigen Ausrüstung. Ihre Röcke tragen die Farbe der harten griechischen Scholle, die sie morgen oder übermorgen mit ihren Weibern erlöschen, vielleicht mit ihnen bededen werden. Eher morgen als

übermorgen. . . Aber sie erkennen den Augenblick, der sie ruft — empfinden die Zwischenzeit als langweiliges Warten. . .

Die Melodie eines griechischen Volksliedes, das sie zusammen jagen, hat uns hergelockt. Hölisch laden sie uns ein, näher zu kommen. Sie haben uns als „Engländer“ tariert: „we are all volunteers, all volunteers“ (wir sind alle Freiwillige), ist das erste, was uns ihr Abgelandter vor sich und seinen Kameraden bezieht.

Und hinter diesen Freiwilligen stehen die Hunderte, Tausende, vielleicht Zehntausende derer, die aus aller Welt herbeiströmen. Man will alle Fremden (nur mit den „Garibaldiern“) soll eine Ausnahme gemacht werden) — aber man braucht sie auch nicht, wie es scheint. Denn es heißt, so viele hätten sich freiwillig gemeldet, daß man eine ganze neue Division aus ihnen bilden könnte.

Da sind Inselgriechen, türkscher Herrschaft ledig, froh, für ihr nationales Recht kämpfen zu dürfen. Da sind die „Amerikaner“ — Griechen, die drüben, weit über See schwer erworbenes Gut oder ausichtsreiche Positionen im Stich ließen, um der Heimat freiwillig Hilfe zu bringen: der Heimat, die so arm ist, daß sie nicht einmal Brot für alle ihre Söhne hatte, und so klein und weit entfernt, daß sie kaum d e r s u c h e n konnte, die fernem Kinder zu rufen!

Aber gerufen oder nicht — „Ist alle, alle kamen.“

Und zumal die „Amerikaner“ kamen nicht mit leeren Händen. Wer Geld geben konnte, hat es getan so gut wie die reichen „Ägypter“ und die zahllosen anderen not-erlittenen Griechen unter allen Völkern der Erde. Aber die in der Hauptsache nur ihre Herzen und Hände zu bringen hatten, die taten doch ein übriges, sie haben der finanziell so schwer belasteten Regierung zumindest die Sorge für ihre Ausrüstung abgenommen. In ungewöhnlich guten amerikanischen Uniformen, mit tabellosen Waffen kamen sie angetrückt, und ihre Hüte oder (an deutsche erinnernde) Schirmmappen bringen in das bunte Athen von heute einen neuen Zug.

„Wir sind sieben Brüder“, erzählt mir einer, „vier davon sind noch ganz klein. Wir drei großen aber sind alle im Krieg. Ich und der eine sind vor einer Woche aus Amerika gekommen, der dritte kommt mit dem nächsten Schiff. Er mußte wenigstens noch das Nottwendigste auf seiner Farm ordnen.“

„Ob es uns gut gegangen ist? O ja. Wir wollen auch wieder zurück, nach dem Krieg. . . Das heißt — wenn wir noch leben.“

Und er erzählt in stödemem Englisch vom dem Dörflchen unweit Kalamata im Peloponnes, wo er daheim ist. Von Vater und Mutter und den kleinen Brüdern und von den vollen zwei Dupend Bettlern, die er besitzt, und die fast alle im Krieg sind und fast alle früher oder später nach Amerika mühen. . .

Es ist ein ganz junger Bursch — höchstens 22 — seine Augen werden feucht, wenn er von denen daheim erzählt. Und mir ist, als säße ich neben und hinter ihm diese sechs Brüder, diese 24 Bettlern, die alle unglücklichen Schreden der arde, die unglücklichen Schreden der arde, so geliebten — Staub von den Hühen schütteln müssen und den gleichen schließlichen Blick nach irgendeinem verlorene Dörflchen zurücksenden.

Zu Beginn des Krieges gab es hier ein Wort — ein Wort, das niemand aus sprach ohne Scham oder ein böses Lachen: „Apallandis“, die Zurückgebliebenen, die „Dienstuntauglichen“.

Das Red der allgemeinen Wehrpflicht hat nämlich in Griechenland nicht so enge Mäßen, daß nicht mancher einer unberechtigt durchschlüpfen könnte, wenn er mag. . . So bezaugt „Apallandis“ in diesen aufgeregten Tagen geradezu die Bedeutung: Dridderberst — das Gegenstück zu dem „Etelorlogis“, dem freiwilligen, Und selbst der Fremde jaßt mit Unbehagen, noch zurzeit, da schon die ersten Scharen der freiwillig herbeiströmenden Kinder des Volkes auf Classonas nasser Erde schliefen, wie in den eleganten Cafes von Athen eine, wie es schien, unheilbar „goldene“ Jugend Krannegeheiten vergebte oder ausschließlich die Eroberung schöner Athenerinnen verwendete. . . Aber eine einzige Woche, blutige Woche voll Kampf und Sieg, hat ihre Reife wertvollig gelichtet. War es der allgemeine Enthusiasmus, der sie mit forsch? Hat sie der Unwille des Volkes in unbekannte Schlupfwinkel gejagt? Wo sind sie geblieben?

In den Anlagen zwischen dem Olgaoulevard und dem wundervollen Schloßpark werden Reutlinge von Offizieren des Ruhestandes eingeordnet. Die Regimentsschneider waren dem Gang der Ereignisse nicht gewachsen — es gibt vorläufig noch keine Uniformen für sie. So trägt jeder, was er hat. Man sieht Arbeiterloden, nicht anders wie bei uns, da und dort eine Frauella über

die Pumpose des Inselgriechen. Aber zwischen ihnen, in Reih und Glied, schreiten junge, hübsche, veredelte Elegants. Die Lockschube, die ihnen der „Kustros“ (der typische Schmutzger von Athen) nicht oft genug am Tage glänzen, polieren konnte, sind verlaubt, das Stöckchen mit dem toletten Silbergriff, daß sie sonst nirgend unterbringen konnten, ist in die Westentasche gehängt, so schreiten sie aus neben ihren Brüdern, stundenlang, unermüdblich: „Eua — dio — ena — dio; — halt — halt!“

Die Burg von Athen, die Akropolis, die, umflammt von den Märchenfarben des Spätnachmittags, unbedeckt auf die Szene hernieder-schau, braucht sich auch dieser Erben ihres Volkes nicht mehr zu schämen.

Jetzt auch Gedächtnisjahre!

Sie mag wirklich einem hart gefühlten Bedürfnis abstellen.

Die Fülle von auffallender Gedächtniswache und Zerkretheit — nicht bloß von jener Sorte, die bei gerichtlichen Ausfragungen zutage tritt — scheinen unter amerikanischen Geschäftslenten noch häufiger zu sein, als unter deutschen Professoren, mit denen sich Wighblätter so gerne beschäftigen! Freilich lassen sich die ersteren Fälle meistens nicht vom humoristischen Gesichtspunkte aus verwerthen; sie werden aber Gegenstand vieler Vermuthungen derer, welche darunter leiden. Denn es ist keine Kleinigkeit, z. B. ein verdrabertes Zusammentreffen, von welchem vielleicht das größte Geschäft seit Monaten abhängt, schön vergessen zu haben.

Aber vielen dieser Leute und ihren Angehörigen schwirren eben fürchtbar viele Dinge im Kopfe herum, vielleicht die mehr, als so einem biederem Gelehrten. Was nicht es, daß jedes dieser Dinge früher oder später einmal aus irgend einem Gedächtnis-Schlupfwinkel wieder herausschnell, wenn dies nicht zu der Zeit der Fall ist, da man es sehr nötig gebraucht hätte?

In allen diesen Kreisen dürfte die Erfindung eines Herrn Bates, wenn sie sich behährt, freudig begrüßt werden, und die neue „Gedächtnis-Maschine“ dürfte bald zu den wichtigsten Ausstattungs-Gegenständen sehr vieler Geschäftsstuben gehören.

Diese Vorrichtung, welche unserem Maschinen-Zeitalter alle Etre zu machen scheint, wird folgendermaßen beschrieben (in den Markt ist sie noch nicht gekommen, und zu Weihnachts-Geschenken kann sie vielleicht schon verwendet werden):

Die Maschine ist dazu bestimmt, auf das Pulst gestellt zu werden, und beansprucht nur einen Raum von 6 Zoll Höhe und 8 Zoll Länge. Sie sieht wie ein niedliches Kabinetschrank aus, das von einer Uhr getränt ist, und das Uhrwerk bildet die Trieb- und Kontroll-Kraft. So klein es auch ist, hat das Kabinett drei Reihen Schab- Böcher oder Schläge: eine Reihe ist für alle Monate des Jahres bestimmt, die andere für die Tage des Monats, und die dritte für jede Viertelstunde des Tages.

Will man sich mechanisch an irgend ein künftiges Engagement oder Vorhaben im richtigen Augenblick erinnern lassen, so macht man darüber eine Aufzeichnung auf ein Kärtchen und wirft dieses in die hierfür bestimmte Oeffnung. Es macht keinen Unterschied, ob es sich um irgend eine Sache für das nächste Jahr oder für die nächsten fünfzehn Minuten handelt; sowie die Zeit gekommen ist, schlägt eine Glocke an, und das Kärtchen fällt von selbst auf das Pulst heraus! Da kann es gar keine Aufschubigung mehr für das Vergessen geben!

Natürlich muß die Uhr entsprechend gestellt und regelmäßig aufgezogen werden. Das künzte z. B. ein Stenographin nebenbei besorgen. Wie verifiziert wird, läßt sich die Maschine vom besten des ganzen Personals eigener Geschäftsstube benutzen, und sie mag manchmal in Abwesenheit des Chefs ganz verwendet werden, eben der Clerk an gewisse Obliegenheiten zur richtigen Zeit zu erinnern; so häufig das Kärtchen unter Väthen herausfällt, mag es dem Befretenden überreich oder dieser aufgerufen werden. Schon am Tage vorher können die Kärtchen beschrieben und alle Vorbereitungen getroffen werden.

Afrachaner Wein.

Es ist kein Druckfehler, auch kein Aprilscherz, wenn hier vom Afrachaner Wein gesprochen werden soll. Freilich, wenn wir von Afrachan hören, denken wir alle wohl ohne weiteres an den Raviar, der, wie uns schon in der Schule gelegentlich des Geographieunterrichts über das heilige Ruland gelehrt wurde, von hier aus in bester Qualität die Reife um die Welt antritt. Aber daß es in Afrachan auch Wein geben soll, echten, genießbaren Wein, dieser Begriff läßt sich nur schwer mit unserm Glauben vom eifaltigen Ruland vereinen. Und doch ist es so.

Afrachan teilt mit wenig Plätzen der Welt den Vorzug, daß die schroffen Gegenläge sich hier berühren. Die glühende Badofensitze des Sommers wird im Winter zur Kälte

Unsere Schnittmuster - Oesterle



9420.
Ein hübscher Antrag für den kleinen Knaben.
Künstlicher Hüftanfang mit Brückenborders. Für Geuge, vollere Mächtigungen. Anter oder Gerodroh macht sich das Hüft in 4 Größen: 3, 4, 5 und 6 Jahren. Es benötigt 3 Hards 44,000 gen Stoff für die jährliche Gebühr.
Preis des Hüfters 10 Cents.
„Neuer Herbst- und Winter-Katalog mit allen neuesten Mustern icht fertig. Jeder Leser der Omaha Tribune für 10 Cents zu-sandt.“

Bestellungs-Anweisungen;

Diese werden werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Betrages geschickt. Man gebe Nummer und Größe, die volle Adresse beizuliefern an und schicke den Coupon nebst dem oben erwähnten Preis an das

PATTERN DEPARTMENT OMAHA TRIBUNE, 1311 Howard St.

Der „Omaha Tribune“ Coupon

Sch wünschige Muster No.

..... Soll Druck- oder Zeilenweite.

(Nahre bei Kinder-sachen.)

Name

No.

..... Straße

..... Stadt

von 25 Grad. Warum sollte also nicht auch Wein da geüthen, wo der Raviar so reichlich gefunden und das Petroleum so massenhaft verbraucht wird? Wer eine Speziaifahrt um die Stadt unternimmt, kann in der Umgegend an die fünfzig Weinberge erkennen. Aber die Reben stehen nicht stramm wie die Rekruten aufrecht und in Reih und Glied neben einander, sie hängen auch nicht reihenweise hintereinander, sondern sie biegen und neigen sich nach Herzenslust, zeigen die Geschmeidigkeit ihrer Zweige und fallen sich wie Liebespaare in die Arme. Dabei verwachsen sie fest miteinander und verwandeln sich in eine Laube, aus der die Trauben wie Kiefenfüsse verlodend hervorblühen. Die Beeren haben eine dicke Schale, und der Wein schmeckt süß und kräftig. Im Jahre 1900 gelegentlich der Pariser Weltausstellung hat dieser Afrachaner Wein der Jury so gut gemundet, daß sie ihm sogar einen Preis zuerkannte.

Für gewöhnlich zwar werden die Beeren lieber roh verzehrt; man spart sich also meist das Kellern und die als Folge davon notwendige Pflege des trinkbaren Weins, so süßlich er an sich auch sein mag. So hat also die Natur gleichsam im wunderlichen Spiel der Kräfte hier an der Grenze zweier Welten, an der Aus- und Eingangszone zwischen Europa und Asien Erscheinungen geschaffen, deren Gegenfälligkeit mindestens ebenso groß ist wie der Unterschied zwischen Abend- und Morgenland, die sich hier die Hand reichen.

Ein Schläuer. „Denke Dir, heute hat meine Frau schon wieder ein anonymes Schreiben erhalten.“ — „Von wem?“

„Das nicht; aber meine Frau hat mit glänzendem Erfolge einen Stottertursus mitgemacht und ist daher nachts mit der Gardinenpredigt genau um eine Stunde früher fertig.“

Einfache r. Karlchen: „Ich möchte die Medizin für meine Mutter holen.“

Apotheker: „Hier, mein Sohn . . . aber da fehlen noch 10 Cents am Gelde, geh und hole sie schnell!“

„Ach trinken Sie doch lieber ein bißchen ab!“